

Akademievorträge

Amtseinführung des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

Andreas Gardt

Die Deutschen und ihre Sprache



Andreas Gardt, Professor für Germanistische Sprachwissenschaft in Kassel und Präsident der Akademie seit April 2016

Würde man sich zu dem Titel meines Vortrags einen Untertitel denken, dann könnte er lauten: *Die Deutschen und ihre Sprache. Höhen und Tiefen.*¹ Oder: *Die Deutschen und ihre Sprache. Ein Streifzug durch die Jahrhunderte.* Vielleicht würde der eine oder andere auch an humorvolle Darlegungen wie die vielzitierten von Mark Twain denken, der die „meilenlangen“ Sätze des Deutschen gerne kürzen würde, damit man das Verb am Ende „ohne Fernrohr“ finden kann.²

All das aber wäre zu launig, zu harmlos und zu uninteressant. Was in der Formulierung *Die Deutschen und ihre Sprache* tatsächlich geschieht, ist die Bezugsetzung einer politisch-kulturellen Größe, *der Deutschen*, zu einer Sprache, doch nicht einfach zu *einer* Sprache, sondern zu *ihrer*. Die Sprachwissenschaft spricht hier von einer Präsupposition: Die Formulierung *Die Deutschen und ihre Sprache* beinhaltet die Behauptung, *dass* es eine den Deutschen zugehörige Sprache *gibt*, denn sonst könnte man nicht davon berichten. Was auch sonst, würde man meinen: Die Sprache der Deutschen ist das Deutsche, die Deutschen sind die, die Deutsch sprechen.

Dass das in dieser Verkürzung nicht stimmt, ahnt man schon, und man kann es überprüfen, wenn man auf die Straße tritt. Dort wird Deutsch auch von Nicht-Deutschen gesprochen, und es gibt Deutsche, die gar nicht oder kaum Deutsch sprechen. Das wird nicht einfacher, wenn man hinter die Landesgrenzen blickt, etwa zu den Österreichern und ihrer Sprache. Abgesehen davon, dass die Österreicher keine Deutschen sind: Ist ihre Sprache die gleiche wie die der Deutschen? In Artikel acht der Österreichischen Bundesverfassung heißt es, dass die „Staatsprache der Republik“ die „deutsche Sprache“ ist. Sind also die Unterschiede

1 Der Vortragsduktus wurde in der schriftlichen Ausführung beibehalten.

2 Mark Twain: Die Schrecken der deutschen Sprache. Rede im Concordia Club in Wien (1897). In: Ders.: The Awful German Language. Mit einem Grußwort von US-Botschafter Philip D. Murphy und einem Essay von Prof. Holger Kersten. Berlin 2010, S. 35–37; S. 36. (<https://drive.google.com/file/d/0B4xHZbr3vgOmYm5teGlsSzQ4a28/view?>; Zugriff 29.03.2016)

zwischen dem in Österreich gesprochenen Deutsch und der in Deutschland gesprochenen sogenannten „Standardsprache“ nur belangloser Natur, beschränken sie sich auf einige Wörter und einen Akzent, den wir auch in Deutschland alle im Ohr haben und der nicht fremd klingt, weil er uns an das Bairische erinnert (eben weil das österreichische Deutsch dialektgeographisch eine Variante des Bairischen ist)?

1994 wurden im Protokoll 10 der Beitrittsverhandlungen über die Aufnahme Österreichs in die Europäische Union 23 Austriazismen des gastronomischen Bereichs (d. h. für das in Österreich verwendete Deutsch charakteristische Wörter) den ‚bundesdeutschen‘ Entsprechungen als gleichberechtigt an die Seite gestellt, z. B. *Erdäpfel* für *Kartoffeln*, *Kren* für *Meerrettich*, *Marillen* für *Aprikosen*. Wo in einem Text der EU eines dieser Nahrungsmittel erwähnt wird, steht neben dem bundesdeutschen Ausdruck immer auch der in Österreich gängige. Es ist klar, dass es hier nicht darum geht, den österreichischen EU-Abgeordneten das Verstehen der Brüsseler Texte zu erleichtern. Vielmehr geht es um die Rolle der Sprache bei der Bildung von Identität. Schon 1991 waren über 50% der Österreicher der Ansicht, ihre Sprache müsse nicht *Deutsch*, sondern könne auch Österreichisch heißen.³

Wieder anders die Schweiz. Hier verbietet es sich, von *Den Schweizern und ihrer Sprache* zu reden, weil nur der Plural angemessen ist: *Die Schweizer und ihre Sprachen* – Italienisch, Französisch, Rätoromanisch und eben Deutsch, alle in der Schweizerischen Bundesverfassung als „Landessprachen“ verankert. Hinzu kommt der Unterschied zwischen dem *Schweizer Hochdeutschen* und dem *Schweizerdeutschen* (*Schwizerdütsch*), wobei nur das *Schwizerdütsch* als identitätsstiftend empfunden wird.

So gelangt man sehr bald von der harmlos anmutenden Formulierung *Die Deutschen und ihre Sprache* in ein Wespennest. Zumal dann, wenn man die Frage nach der Beziehung von Sprache und Identität stellt: Sie ist nahezu immer brisant. Um diese Frage aber geht es mir letztlich in meinem Vortrag, und vielleicht ist es einfacher, wenn ich die Formulierung *Die Deutschen und ihre Sprache* in zwei Teile gliedere und diese nacheinander behandle, vorne beginnend. Bevor man also fragt, wie *die Deutschen* zu *ihrer Sprache* stehen, sollte man klären, wer oder was überhaupt *die Deutschen* sind.

Aber Sie werden nicht im Ernst erwarten, dass ich Ihnen diese Frage beantworte. Gleich drei Akademien der Wissenschaften wären damit für viele Jahre in einem gewaltigen Projekt beschäftigt. So mache ich es mir lieber einfach: Als

³ Wiesinger, Peter: Nation und Sprache in Österreich. In: Andreas Gardt (Hrsg.): Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Berlin/New York 2000, S. 525–562; 557.

Philologe werde ich mich auf den zweiten Teil der Wendung beziehen, auf die *Sprache*. Dazu hole ich ein wenig aus, rede über Sprache und ihr Verhältnis zu den Dingen und zum Denken der Menschen, gelange auf diese Weise dann wieder zu den Deutschen (und ihrer Sprache).

Was bedeutet das Wort *Sprache*? Getreu dem Diktum des Philosophen Ludwig Wittgenstein, dass die Bedeutung eines Wortes sein Gebrauch in der Sprache ist (*Philosophische Untersuchungen*, § 43), schaue ich mir den Gebrauch des Wortes *Sprache* an. Ich verkürze den Weg, indem ich im Wörterbuch nachschlage:

Sprache: „(historisch entstandenes u. sich entwickelndes) System von Zeichen u. Regeln, das einer Sprachgemeinschaft als Verständigungsmittel dient; Sprachsystem“⁴

Ein System von Zeichen und Regeln, also vor allem von Wörtern und von grammatischen und – wie es in sprachwissenschaftlicher Begrifflichkeit heißt – pragmatischen Bestimmungen zur Kombination dieser Wörter. In dieser Definition klingt die Sicht von Sprache als einem vom Menschen eingesetzten und von ihm beherrschten Werkzeug an, einem Werkzeug zur Benennung der Dinge – eben das ist die Aufgabe der Zeichen – und zur Kommunikation mit dem anderen. Die Werkzeugmetapher ist alt, man findet sie an vielen Orten, etwa in Platons Spätdialog *Kratylos* (387ff.), wo er vom Wort als *Organon*, als Werkzeug zum Unterscheiden der Dinge und zur Mitteilung redet. Je stärker man nun diesen Werkzeugcharakter der Sprache betont, desto einfacher scheint alles zu werden. Denn wie in einem Werkzeugkasten würde man die Wörter mit sich herumtragen und nach Belieben hervorholen: Man will Brot, sagt „Brot“ und bekommt Brot. Wenn sich Wort und Ding exakt entsprechen, gibt es, dieser Auffassung zufolge, keine Probleme: „Ein Ding ein Wort man spricht / ein Fels steht fest zum Grunde“.⁵ So fasst es ein Sprachgelehrter der Barockzeit. Die Dinge der Welt sind vorgegeben und die Wörter beziehen sich auf sie, dann jedenfalls, wenn der Sprecher sie korrekt verwendet. Auch der menschliche Verstand lässt sich in das Modell integrieren: Die uns in der Welt vorgegebenen Dinge werden von unserem Bewusstsein erfasst und mit Wörtern belegt. Diese Wörter sind also Bezeichnungen der mentalen Abbilder der Dinge und damit der Dinge selbst.

Dabei begleiten uns die Wörter auf Schritt und Tritt, eigentlich nicht wie in einem Werkzeugkasten, den wir ja bewusst und unter Anstrengung tragen müssten, eher begleiten sie uns automatisch, wie eine Art Sprachhund, der treu

⁴ Duden. Deutsches Universalwörterbuch, 5. überarbeitete Aufl., hrsg. v. d. Dudenredaktion, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 2003. Der *Duden* unterscheidet insgesamt vier Bedeutungen von Sprache, von denen jedoch nur die zitierte im Kontext der Ausführungen relevant ist.

⁵ Justus Georg Schottelius: Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache [...]. Braunschweig 1663. Nachdruck. Hrsg. v. W. Hecht. 2 Teile. Tübingen 1967, S. 1006.

neben uns her tritt, unsere Wörter im Maul. Hören wir ein neues, fremdes Wort, dann apportiert er es. Kommen wir in ein Gasthaus und wollen Fleisch, dann sagen wir zu dem Sprachhund „Gib Wort!“, er lässt das Wort „Fleisch“ fallen und wir bekommen – Fleisch.

Vereinfachen lässt sich diese Auffassung nur noch, wenn man an die Stelle der Wörter die Dinge selbst setzt. In Jonathan Swifts Satire *Gulliver's Travels* (*Gullivers Reisen*) von 1726 wird die Erfindung einer neuen Sprache vorgestellt: Sie kommt ohne alle Wörter aus und man kommuniziert, indem man die Dinge, über die man reden will, in einem Bündel auf dem Rücken mit sich herumträgt, um sie dann einfach hochzuhalten. Wenn sich zwei solcherart Sprachkundige begegneten, so der Erzähler, „legten sie ihre Last nieder, öffneten ihre Säcke und hielten ein stundenlanges Gespräch“. Der Vollständigkeit halber sollte ich ergänzen (auch wenn es ein wenig peinlich ist), dass diese Sprache laut Swift von einer Akademie der Wissenschaften entwickelt wurde.

So schlicht, wie ich es eben geschildert habe, im Rückgriff auf den Sprachhund und den Ding-Sack, würde man das Verhältnis zwischen Welt, Denken und Sprache in keinem Grundlagenwerk der Sprachtheorie beschrieben finden. Allerdings ist das Thema sehr wohl ein Klassiker in der Geschichte der Reflexion über Sprache.

Dabei sind nach der bislang skizzierten Auffassung die Kategorien der Trias Welt, Denken, Sprache in eben dieser Reihenfolge geordnet: Die Welt ist in der Fülle ihrer Phänomene vorgegeben, unsere Vorstellungen bilden diese Phänomene ab und die Sprache bezeichnet wiederum unsere Vorstellungen. Damit – das ist wichtig – bezeichnet sie zugleich die Phänomene selbst, denn unsere Vorstellungen sind ja Abbilder, Spiegel dieser Phänomene: „Die Dinge sind an sich, was sie sind“, schreibt der Theologe, Pädagoge und Sprachgelehrte Johann Amos Comenius im 17. Jahrhundert, „auch wenn keine Vernunft oder Sprache sich mit ihnen verbindet. Die Vernunft und die Sprache aber drehen sich nur um die Dinge und sind ganz von ihnen abhängig“.⁶

Sprachtheoretisch könnte man diese Auffassung als *sachsemantisch* bezeichnen, das Bedeuten ist ganz von den Phänomenen der Welt geleitet. Der Sprache kommt nur eine schwache Position zu, sie ist nicht mehr als ein Werkzeug, die vorgängig erkannte Welt zu etikettieren. Tatsächlich entspricht diese Auffassung weitgehend auch unserem vorwissenschaftlichen, intuitiven Verständnis des Ver-

⁶ „Res per se sunt, id quod sunt, quâvis se illis nulla ratio aut lingva applicet: Ratio verò & Lingva tantum circa Res versantur, & ab illis pendent [...]“ In: Johann Amos Comenius: *Didactica magna* [...] (1657). Nachdruck hrsg. v. d. tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften. 3 Bde. Bd. 1. Prag 1957, 30/5. – Dt. Übersetzung: J. A. C.: *Große Didaktik*. In neuer Übersetzung hrsg. v. A. Flitner. Düsseldorf, München 1954.

hältnisses von Sprache und Welt. Denn die Präsenz der Dinge scheint eben das nahezuzeigen: Was uns umgibt, existiert nicht erst durch den Akt der Benennung. Der Stuhl, auf dem ich sitze, das Fenster, durch das ich schaue, das Papier, von dem ich lese, gewinnt seine Existenz nicht durch die Verwendung der Bezeichnung *Stuhl, Fenster, Papier*.

Entkleidet man die Auffassung ihrer naiven Züge (wie sie im *Sprachhund* und *Ding-Sack* noch begegnen), dann erweist sie sich als eine der großen Theorien in der Geschichte der Sprachreflexion, wo sie unter der Bezeichnung des sprachtheoretischen *Realismus* geführt wird. Denn natürlich steht hinter der Sprache eine Welt, wenn auch nicht in einem Verhältnis des Eins-zu-eins. Von dieser Tatsache lebt etwa die Lexikographie als die Theorie und Praxis des Verfassens von Wörterbüchern. Gottfried Wilhelm Leibniz, Mathematiker und Philosoph, begründet 1697 den Nutzen eines Fachwörterbuchs für das Deutsche genau damit: dass „die Worte den Sachen antworten“. Und weil sie das tun, bringt die „Erläuterung ungeweiner [d. h. unüblicher, A.G.] Worte auch die Erkenntnis unbekannter Sachen mit sich“.⁷ Natürlich betrachtet die moderne Lexikographie das Verhältnis zwischen Welt, Denken und Sprache weit differenzierter, als es in der Frühen Neuzeit der Fall war. Aber auch wenn man die Wörter nicht mehr als unmittelbare Spiegel der Dinge versteht (und auch Leibniz selbst sieht die Funktion sprachlicher Zeichen keineswegs so eindimensional, wie es noch in dem Zitat von Comenius anklingt), so sind sie doch allemal Spiegel *der Ansichten* von den Dingen und damit Spiegel jener Welt, die die Sprecher für die ihre halten. Wer sich also fragen mag, wieso an Akademien, gerade hier in Göttingen, zahlreiche Wörterbücher verfasst werden, der muss wissen, dass die Wörter einer Sprache immer zugleich die Wörter einer Kultur, einer Gesellschaft sind. Wer den Wortschatz einer Sprache kennt, erfährt unendlich viel über das Wissen, Denken und Meinen einer Kulturgemeinschaft, eben der Sprecher dieser Sprache.

Bis zur Aufklärung des 18. Jahrhunderts war die Sicht des engen Verhältnisses von Sprache und Welt in ihrer letzten Instanz religiös begründet. Der Mensch hatte die Sprache, jedenfalls die *Sprachfähigkeit* von Gott erhalten. Auf Gottes Geheiß gab Adam den Tieren im Paradies ihre Namen. Die Stelle im ersten Buch Mose wurde so ausgelegt, dass Adam *wesenhafte* Bezeichnungen wählte. Seine Namen für die Tiere waren also nicht willkürlich zustande gekommen, sondern spiegelten sozusagen das ‚Wesen‘ eines jeweiligen Tieres. Man kann sich das vielleicht wie eine perfekte Lautmalerei vorstellen: Wenn wir heutzutage z. B. sagen,

⁷ Gottfried Wilhelm Leibniz: Unvorgreifliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache. (Entstanden um 1697, veröffentlicht 1717). In: Leibniz und die deutsche Sprache. Hrsg. v. Paul Pietsch. In: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Wissenschaftliche Beihefte, 4. Reihe, Heft 30, 1908, S. 313–356; 339.

Die Katze miaut, dann wissen wir schon dank der bloßen Lautung des Verbs *miauen* ein wenig über das tatsächliche Geräusch, das die Katze macht, also über die bezeichnete Sache. Und auch jemand, der gar kein Deutsch spricht, wüsste das, wenn er nur das Wort *miauen* hört, er würde wohl kaum denken, dass damit der Laut einer Kuh bezeichnet wird. Die *Lingua Adamica*, die Sprache Adams im Paradies, galt über Jahrhunderte als eine in diesem Sinne vollkommene Sprache, und nicht nur im Bereich der Tiernamen: Ihre Wörter waren grundsätzlich ganz nahe bei den Dingen.

Diese *Adamische Sprache*, wegen ihrer Nähe zur Welt auch *Natursprache* genannt, ging durch menschliche Schuld und Hybris verloren, der Sündenfall und der Turmbau zu Babel sind die entscheidenden Ereignisse. Die Diskussion über den letztlich göttlichen Ursprung der Sprache endete, wie angedeutet, in der Aufklärung. Man kann sogar recht genau einen Punkt benennen: 1769 wurde von der Berliner Akademie der Wissenschaften eine Preisfrage ausgeschrieben: „Haben die Menschen, ihrer Naturfähigkeit überlassen, sich Sprache erfinden können? und auf welchem Wege wären sie am füglichsten dazu gelangt?“ Die religiöse Antwort von Johann Peter Süßmilch stieß dabei auf die säkulare von Johann Gottfried Herder, der den Preis der Akademie gewann.

An dieser Stelle ein Hinweis zur Geschichte speziell der deutschen Sprache. In vielen europäischen Ländern setzen in der Frühen Neuzeit Prozesse des Ausbaus der Landessprachen ein. Auch für das Deutsche gilt das. Die Zunahme des Handels, die Entwicklung der Verwaltungen in den Territorialstaaten, die Herausbildung der modernen Wissenschaften, die zunehmende Verschriftlichung durch den Buchdruck – all das trägt dazu bei, dass ab dem 16. Jahrhundert Grammatiken und Wörterbücher des Deutschen entstehen. Die Hinwendung zur eigenen Sprache wird von den Gelehrten eingehend begründet, denn man sieht sich in Konkurrenz einerseits zum Französischen, das als Ausdruck von so etwas wie einer französischen Leitkultur sogar an einigen deutschen Fürstenthöfen gesprochen wird, andererseits zu den antiken Sprachen, vor allem dem Lateinischen, das nach wie vor die Wissenschaften, darunter die Theologie und die Rechtswissenschaft, dominiert. Argumentativ versucht man die Aufwertung des Deutschen damit zu begründen, dass man es nahe an die *Lingua Adamica* rückt: Je älter das Deutsche, desto edler ist es. Man setzt es mit dem Germanischen gleich und das wieder mit dem Keltischen, das man als eine der sogenannten „Hauptsprachen“ direkt auf die Babylonische Sprachverwirrung zurückführt, gestützt durch kühne etymologische ‚Beweise‘ und den Hinweis auf die lautmalenden Eigenschaften des Deutschen:⁸

⁸ Schottelius: Ausführliche Arbeit (s. Anm. 5), S. 59.

Zum Exempel nehme einer nur diese Wörter: Wasser fließen / gesäusel / sanft / stille / etc. wie künstlich [d. h. kunstvoll] ist es / wie gleichsam wesentlich fleust das Wasser mit stillem Gesäusel von unser Zungen? Was kan das Geräusch des Fliessenden Wassers wesentlicher abbilden?

Man erkennt den Versuch, das Deutsche ‚in der Natur der Dinge‘ zu verankern, ihm so etwas wie ontologische Adäquatheit zuzusprechen. Das wäre in der Tat eine Sprache, die Züge der oben erwähnten *Natursprache* aufweisen würde: eine, die so dicht an den Dingen ist, dass man schon aus dem bloßen Klang der Wörter auf den Inhalt schließen kann. Immerhin ist das Deutsche, so dachte man bis ins 18. Jahrhundert, nahe an dieser wunderbaren Sprache.

Auch jenseits aller religiösen Bezüge blieb der Wunsch nach einer solch idealen Sprache, die die Wirklichkeit perfekt abbildet, ein Menschheitstraum. Etliche Entwürfe künstlicher Sprachen, bis in das 20. Jahrhundert hinein, waren von dem Verlangen getragen, eine Sprache zu entwickeln, die die Welt strukturgleich und damit absolut verlässlich abbildet. All das berührt auch, wie wir sehen werden, die Identitätsfrage.

Nun ein kurzer Blick auf jene sprachtheoretische Position, die als Gegenpol der skizzierten realistischen gelten kann. Nach ihr befinden sich die Dinge nicht in sprachloser Ruhe, sondern werden erst durch die Sprache und das Sprechen hervorgebracht. Auch diese Auffassung ist alt, und auch hier gibt es einen religiösen Kontext. Gemeint ist das schaffende göttliche Wort: *Fiat lux – Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht*. Dieses *Fiat* hat Gott den Menschen voraus. Der Versuch des Menschen dagegen, etwas mit Sprache aus dem Nichts zu schaffen, galt über Jahrhunderte als Schwarze Magie und konnte ihn auf den Scheiterhaufen bringen.

Dennoch gibt es auch ein menschliches *Fiat*, ein Schaffen durch Sprache. Es sei am Beispiel einer Textstelle aus den Tischreden Martin Luthers illustriert, die beide Formen des Sprachschaffens, die göttliche und die menschliche, nebeneinander stellt:⁹

9 „Deus dixit: etc. et fiebat‘ sol, durchs wort war sonn und mond. Ergo ante solem et lunam fuit ein wort. [...] Ego crassam similitudinem dabo. Verbum mundlich quod homo loquitur et praecipue, quando habet potestatem. Verbum quod exit ex ore, est unicum et tamen erschalt in auribus aliorum und ist so krefftig, ut fiat quod mandat, ut dicere possis: Er sprachs, so gschachs. Et tamen si inspicias in os, ist kaum eines fingers breit et tamen illa vox sol so viel schaffen, das aller uns leib und gut geht. Princeps uno verbo potest schaffen, si iratus. Viel mher mustu gedencken: deus im himel, quando ille verbum dicit, so steht da himel und erden, et iratus: ligts in der aschen.“ In: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe). Weimar 1883ff. Bd. 27, S. 526.

Gott sprach: etc. und es wurde die Sonne, durchs Wort war Sonne und Mond. Also war vor Sonne und Mond ein Wort. Ich will einen groben Vergleich bringen: Das mündliche Wort, das ein Mensch spricht, besonders, wenn er Macht besitzt. Das Wort, welches aus seinem Munde kommt, ist nur ein Wort, und dennoch erschallt es in den Ohren der anderen und ist so kräftig, daß geschieht, was es gebietet, so daß man sagen könnte: Er sprach's, so geschah's. Wenn man aber den Mund ansieht, so ist er kaum einen Finger breit [geöffnet], und dennoch soll jenes Wort so viel schaffen, dass es uns an Leib und Gut geht. Ein Fürst kann durch ein einziges Wort schaffen, wenn er zornig ist. Um so mehr muss man sich vor Augen halten: Wenn Gott im Himmel ein Wort spricht, so entstehen Himmel und Erde, und wenn er zornig ist, so liegen sie in der Asche.

Er sprach's, so geschah's: In der Sprachwissenschaft würde man von dem Prinzip der Sprechakttheorie reden. Denn offensichtlich bezieht sich Sprache nicht in jedem Fall auf eine vorgegebene Wirklichkeit, vielmehr kann sie diese Wirklichkeit auch erst hervorbringen. Der Richter, der feststellt, ein Angeklagter werde zu dieser oder jener Strafe verurteilt, hat nicht einfach etwas gesagt, sondern er hat etwas getan: jemanden verurteilt. Und der Pfarrer, der ein Paar zu Mann und Frau erklärt, hat nicht nur geredet, sondern eine Handlung vollzogen: jemanden getraut.

Tatsächlich geht es hier um eine Art menschliches *Fiat*: Sprechen als eine Form des Handelns und damit des Setzens von Wirklichkeit. Die intuitive Trennung zwischen Sprechen und Handeln – „Der Worte sind genug gewechselt, / Laßt mich auch endlich Taten sehn“, so heißt es im *Faust* – ist aufgehoben. Die Sprechaktheorie ist Teil der Pragmatik, eine der zentralen linguistischen Strömungen, eben der Theorie des sprachlichen Handelns. Sie steht in keiner religiösen Tradition, vielmehr in der Tradition der antiken Rhetorik – die natürlich auch Martin Luther sehr vertraut war –, der Lehre vom kommunikativ erfolgreichen Sprechen.

Doch nicht nur im aktuellen Vollzug kann Sprache Wirklichkeit schaffen. Bereits in der Sprache selbst, im Wortschatz und in den grammatischen Strukturen, ist eine Kategorisierung der Welt angelegt. Schon im frühen 17. Jahrhundert sah man das so. Der englische Philosoph und Politiker Francis Bacon brachte es auf die Formel: *verba res secant*, die Wörter zerteilen die Dinge. Die Wirklichkeit tritt uns als eine amorphe Masse gegenüber und mittels der Sprachen gliedern wir sie. Wir unterscheiden in der Flora z. B. Bäume von Sträuchern. Der Hinweis, diese Unterscheidung vollziehe nur eine in der Wirklichkeit bereits vorgegebene Differenzierung sprachlich nach, trifft nur zum Teil zu. Denn auch z. B. die Größe der Blätter von Pflanzen ist in der Natur vorgegeben, aber wir kämen nicht auf den Gedanken, Pflanzen in ‚Großblätler‘ und ‚Kleinblätler‘ zu unterteilen. Vielmehr unterscheiden wir sie im vorliegenden Fall vor allem danach, ob sie einen Stamm haben, vielleicht deshalb, weil uns seit ältester Zeit wichtig ist, über Holz verfügen zu können. Die Wirklichkeit ließe viele Kategorisierungen zu, wir aber wählen diejenigen, die unseren Interessen am besten entsprechen. Die Welt

begegnet uns also, wenn wir in sie hineingeboren werden, als eine sprachlich immer schon kategorisierte und wir nehmen sie entlang der Linien wahr, die diese sprachlichen Kategorien vorzeichnen. Mit der Sprache und uns ist es wie mit der Geschichte vom Hasen und Igel: Die Sprache ist immer schon da.

Was uns bei Bäumen und Sträuchern nicht sonderlich bedenkenswert erscheinen mag, gewinnt schlagartig eine gesellschaftliche Dimension, wenn es etwa um die sprachliche Einteilung von Menschen nach ihrer Hautfarbe geht und nicht nach anderen, ebenfalls objektiv gegebenen Aspekten ihrer äußeren Gestalt. Oder man denke an die Einteilung nach dem Geschlecht: Die gesamte aktuelle Diskussion um die sogenannte Genderisierung des Deutschen – *Bürger und Bürgerinnen* anstelle von *Bürger, Studierende* anstelle von *Studenten* usw. – ergibt nur einen Sinn, wenn man zumindest ansatzweise der Auffassung von Sprache als einer das Denken prägenden Kraft folgt. Der Verweis auf das generische Maskulinum des Deutschen – die maskuline Form *Bürger* schließt auch Frauen ein – überzeugt dann die Kritiker nicht mehr: Wenn es richtig ist, dass die Sprache unsere Wahrnehmung der Dinge schon durch das bloße Vorhandensein bestimmter Wörter und Strukturen prägt, dann müssen Frauen, so die Logik der Argumentation, eigens benannt werden, um sich ihrer angemessen bewusst werden zu können. Damit ist zugleich der gesamte Komplex der *Political Correctness* aufgerufen.

Die skizzierte Auffassung ist unter den Bezeichnungen Relativismus oder Konstruktivismus in den Geistes- und Sozialwissenschaften gängig. Entscheidend ist dabei weniger die Frage, *ob* die Sprache unser Erkennen beeinflusst – dass es ein Unterschied ist, ob ich den für das Militärwesen zuständigen Minister als *Kriegsminister* oder als *Verteidigungsminister* bezeichne, wird niemand leugnen – sondern wann diese Beeinflussung einsetzt, wie weit sie reicht und wie sehr ich mich ihr entziehen kann. Schon im 19. Jahrhundert sprach Wilhelm von Humboldt von ganzen *Weltbildern* und *Weltansichten*, die durch den Wortschatz und die Grammatik einer jeweiligen Sprache entworfen werden. Aktuelle Forschungen der kognitivistischen Sprachwissenschaft greifen diesen Gedanken auf, indem sie etwa die Wahrnehmung von Raum und Zeit von Sprechern in Abhängigkeit von den grammatischen Strukturen ihrer jeweiligen Sprache sehen.

Die bislang umrissenen unterschiedlichen Sichtweisen auf Sprache berühren auch die Thematik von Sprache und Identität, es klang bereits an. Im letzten Teil meines Vortrags will ich mich dem noch einmal gezielt zuwenden, im Hinblick auf *Die Deutschen und ihre Sprache*. Ich bringe die beiden Teile der Formulierung also wieder zusammen.

Zunächst ein Zitat, das von einem Mitglied unserer Akademie stammt. 1854 schreibt Jacob Grimm im letzten Absatz des Vorworts zum *Deutschen Wörterbuch*:

Deutsche geliebte landsleute, welches reichs, welches glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgethane halle eurer angestammten, uralten sprache, lernet und heiligt sie und haltet an ihr, eure volskraft und dauer hängt in ihr.¹⁰

Diese Beschreibung ist keineswegs untypisch, wenn es um das Verhältnis von Sprache und Identität geht, und zwar nicht nur für Jacob Grimm und nicht nur für das 19. Jahrhundert. Für den spezifisch deutschen Umgang mit dem Thema ist sie insofern in besonderer Weise charakteristisch, als hier die Sprache angesichts des Fehlens eines einheitlichen Nationalstaates die Aufgabe zugewiesen bekommt, als einigendes „Band“, wie es bei Jacob Grimm heißt, zu wirken. Das setzt in der Frühen Neuzeit ein, in der das Reich gegenüber den zahlreichen Territorialstaaten eine eher schwache Klammer darstellt, und erreicht einen Höhepunkt im 19. Jahrhundert, in dem es bis 1871 kein Reich und damit keinen Bezugspunkt für nationale Identitätsbildung gibt.

In dem Zitat bringt Jacob Grimm Sprache in einen Zusammenhang mit drei Faktoren: einem politischen (das *Reich*), einem ethnischen (das *Volk*), einem kulturellen (der *Glaube*). Tatsächlich begegnet diese Bestimmung von Sprache in dem Geflecht von politischen, ethnischen und kulturellen Größen immer wieder, vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Stellvertretend für viele, zwei Zitate von Schriftstellern: Für Thomas Mann ist 1937 die Verantwortung für die eigene Sprache eine „menschliche Verantwortlichkeit schlechthin, auch die Verantwortung für das eigene Volk, Reinerhaltung seines Bildes vorm Angesichte der Menschheit“¹¹, und wenige Jahre vor der Wiedervereinigung schreibt der ostdeutsche Schriftsteller Peter Schneider: „Wenn ein Vaterland der Deutschen weiterhin existiert, so hat es am ehesten in ihrer Muttersprache überlebt“.¹² Man sieht auch, dass bei all dem nicht selten Pathos im Spiel ist.

Typisch ist auch Jacob Grimms Rede vom Deutschen als einer ihren Sprechern „angestammten, uralten sprache“, die die „dauer“ der Deutschen, also ihre Identität, durch die Geschichte garantiert. Identität gilt denen, die ihre Existenz behaupten, nahezu immer als etwas Festes, Unverbrüchliches. Eben das wird auf die Sprache übertragen: Wie soll eine Sprache, so das Argument, Identität stiften, wenn sie dauerndem Wandel ausgesetzt ist? Die *uralte deutsche Sprache* aber vermag genau das, und das *Volk* wiederum *lernt sie, heiligt sie, hält an ihr* und verschafft sich so Identität.

¹⁰ Vorrede. In: Jacob Grimm, Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Berlin. Bd. 1, 1854, Sp. I–LXVII; Sp. LXVII.

¹¹ Thomas Mann: Briefe 1937–1947. Hrsg. v. Erika Mann. Frankfurt 1963, S. 11f.

¹² Peter Schneider: Der Mauerspringer. Erzählung. Darmstadt, Neuwied 1982, S. 124.

Die Wissenschaft, der es um die Analyse, nicht um die Propagierung von Identität geht, sieht diese Zusammenhänge grundsätzlich anders. Danach sind Größen wie *Nation* und *Volk* wie auch die *Nationalsprache* und die auf sie bezogenen kollektiven Identitäten historischen und damit dynamischen Charakters. Sie sind nicht ‚immer schon gewesen‘, sind nicht natürlich und nicht in jede Zukunft projizierbar. Andererseits sind sie weder willkürlich noch zufällig zustande gekommen, und sie besitzen, einmal etabliert, offensichtliche Realität, die wiederum offen zum Wandel ist.

Unübersehbar ist, dass sich Sprache und Kollektiv (*Volk, Nation, Reich, Vaterland* usw.) in diesen Argumentationen gegenseitig stützen und Identität verleihen sollen. Das Deutsche gilt zum einen als Ausdruck, Spiegel von *nationaler Identität* und zugleich wird ihm zuerkannt, diese Identität zu befördern, zu schaffen. Das trifft nicht nur auf das Deutsche und die Deutschen zu, aber auf sie in besonderem Maße. In jedem Fall ist klar, dass eine Sprache, die bloß passives Abbild der Dinge wäre, all das nicht leisten könnte. Sprache muss das Potential haben, unsere Vorstellungen von der gesellschaftlichen Welt und damit diese Welt selbst zu prägen.

Dabei wird in identitätsbezogenen Darstellungen sehr oft eine besondere Art der Nähe zwischen Sprache und Sprechern angenommen. Die Muttersprache, so schreibt Joachim Heinrich Campe 1794, ist „dem Geiste, der Gemüthsart, den Sitten, den Landeigenheiten und der bürgerlichen Verfassung des sie redenden Volkes am allerangemessensten“.¹³ Sprache, Natur der Sprecher und politisch-gesellschaftliche Realität gelten als aufs engste miteinander verbunden. Für den Einzelnen beginnt dies in der Kindheit, die Muttersprache ist ihm immer eine Sprache der Nähe. *Cum lacte*, mit der Muttermilch, haben wir sie aufgenommen, heißt es in älteren Texten. Der Sprache der Nähe wird oft eine Sprache der Distanz gegenübergestellt, etwa eine Fremdsprache, die wir mühevoll lernen müssen, oder aber auch die Hochsprache, also das sogenannte *Hochdeutsche* gegenüber dem Dialekt. Sollte jemand von Ihnen einen Dialekt sprechen, dann werden Sie die Erfahrung kennen: Die Hochsprache wird eher für offiziellere Anlässe verwendet, der Dialekt für die privateren. Das sind oft die, in denen man so spricht, ‚wie einem der Schnabel gewachsen ist‘, wie es heißt: unverstellt, ungekünstelt, in unmittelbarem Ausdruck einer originären Identität.

Wird dieses Sprechen auf die Muttersprache insgesamt übertragen, dann geht es nicht nur um eine besondere Gestimmtheit, sondern auch um die erwähnte kognitive Dimension der Sprache:

¹³ Joachim Heinrich Campe: Ueber die Reinigung und Bereicherung der Deutschen Sprache. Dritter Versuch welcher den von dem königl. Preuß. Gelehrtenverein zu Berlin ausgesetzten Preis erhalten hat. Braunschweig 1794, XXVIII.

Mit der Muttersprache zugleich saugen wir die Vorstellungen und Ansichten der Dinge; sie ist gleichsam die Form in welche die Thätigkeiten unsers Geistes sich fügen müssen [...].¹⁴

Auch in dieser Bemerkung August Wilhelm Schlegels zeigt sich: Sprache spiegelt Identität und schafft sie zugleich.

Es zeigt sich aber auch eine mögliche Konsequenz: Wenn unsere Sprache, das Deutsche, so eng mit unserem individuellen Fühlen und Denken, auch mit unserer sozialen und politischen Gemeinschaft verknüpft ist, dann – so wurde und wird immer wieder argumentiert – hat ein Wandel der Sprache auch Konsequenzen für unsere Identität: Sie kann, in der Sicht der Sprecher, gefährdet sein.

Laut einer Repräsentativumfrage des *Instituts für Deutsche Sprache* und der Universität Mannheim im Jahr 2008 beurteilen 29,5 Prozent der Befragten die aktuelle Entwicklung der deutschen Sprache als „besorgniserregend“ oder „sehr besorgniserregend“, und das Institut stellt 2013 fest, dass Wandel und Variation „vielfach als Bedrohung wahrgenommen“ werden,¹⁵ d. h. letztlich als Bedrohung der eigenen sozialen, kulturellen und politischen Identität.

Dieser tatsächliche oder auch nur vermutete Wandel kann in vielem liegen, in der (behaupteten) Unfähigkeit von Jugendlichen, fehlerfrei Deutsch zu schreiben, in der (auch medialen) Verbreitung eines Phänomens wie des Kiezdeutschen oder in der zunehmenden Präsenz des Englischen im öffentlichen Raum. Das Letztere will ich als Beispiel aufgreifen, weil hier die Diskussion besonders engagiert ist.

Ein Kritiker vergleicht den Einfluss von Anglizismen, also von englischen Wörtern und Wendungen, sogar mit einer genetischen Mutation, der das Deutsche ausgesetzt sei: Sein Genom drohe zerstört zu werden.¹⁶ Etwas, das auf eine ganz bestimmte Weise zu sein hat, wird in seinem ‚Innersten‘, in seinem ‚Kern‘ verändert, zu etwas gemacht, das nicht mehr seiner ‚eigentlichen Natur‘ entspricht. Dieses Eigentlichkeitsmotiv durchzieht die Identitätsdiskussion seit Jahrhunderten. Es nimmt einen idealen Zustand der Ruhe an, des So-Seins, in dem sich die Sprache befinden solle. Wandel bedeutet Störung dieses Zustands.

Wandel aber ist konstitutiv für Sprache, eben weil sie durch und durch historisch ist. Das Deutsche hat schon viele Einflüsse aufgenommen und wird es auch weiter tun, um auch in der Zukunft funktionieren zu können. In seiner Struktur

14 August Wilhelm Schlegel: Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst (1801/1802). 1. Teil: Die Kunstlehre. In: A. W. Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen. Hrsg. v. E. Behler in Zusammenarbeit mit F. Jolles. Bd. 1. Paderborn 1989, S. 181–472; S. 417.

15 <http://www.ids-mannheim.de/org/tagungen/tagung2013.html> (Zugriff 20.03.2016)

16 Hermann H. Dieter: Does „Denglish“ Dedifferentiate our Perceptions of Nature? The View of a Language Lover and Language „Fighter“. In: Andreas Gardt, Bernd Hüppauf (Hrsg.): *Globalization and the Future of German*. Berlin, New York, S. 139–154.

wird es z. B. von Anglizismen nicht ernsthaft berührt, schon gar nicht zerstört. Dafür sind es zu wenige, selbst großzügige Zählungen gehen nicht über etwa 3,5% hinaus, von denen wiederum nur eine kleine Gruppe häufig verwendet wird.¹⁷ Diese wenigen aber werden intensiv wahrgenommen, und das wiederum hat mit der Verbindung von Sprache und Identität zu tun. Die Tatsache, dass Sprache uns nicht nur bloße Abbilder der Welt liefert, sondern unsere Sicht auf die Welt ganz entscheidend prägt und sie damit zu dem macht, was sie letztlich für uns ist: Diese Tatsache wird erkannt und angesichts der Präsenz englischer Wörter im Deutschen von den Kritikern gefürchtet.

Festzustellen, das Deutsche sei in seiner Struktur nicht gefährdet, bedeutet nicht, dass man am gängigen Umgang mit Anglizismen Gefallen finden muss. Das Urteil darüber ist in das Befinden jedes Einzelnen gestellt. Manche Kritik ist überzogen, manche ist nachvollziehbar, etwa dort, wo auf tatsächliche Verständigungsprobleme hingewiesen wird. Wichtiger aber ist eine Frage, die uns als Wissenschaftler unmittelbar angeht: Die Rolle des Deutschen als Wissenschaftssprache. Einige Studiengänge an deutschen Universitäten werden mittlerweile auf Englisch angeboten und in einigen Disziplinen wird fast ausschließlich auf Englisch publiziert. Das wird zur Folge haben, dass einige Wissensbereiche, das heißt: einige Bereiche der uns umgebenden Wirklichkeit, nicht mehr auf Deutsch darstellbar, verhandelbar sind. Dass das keine Kleinigkeit ist, brauche ich kaum zu erläutern.

Um nicht mit einem Problem zu enden: Die Tatsache, dass Sprache und Identität so eng zusammenhängen, birgt natürlich auch Chancen. Eben weil Sprache Identität zu prägen vermag, kann sie auch integrierend wirken. Das betrifft Migranten und Flüchtlinge und damit uns alle: Das aktuell große Angebot an Sprachunterricht und die Forderung nach dem Erlernen des Deutschen sind uneingeschränkt sinnvoll. Nur über die Sprache ist eine Teilhabe an Kultur und Gesellschaft möglich und nur über die Sprache ist ein Verstehen derjenigen möglich, die neu zu uns ins Land kommen.

Die Deutschen und ihre Sprache: Wir werden auch in Zukunft gut mit ihr zurechtkommen. Schon deshalb, weil wir sie zum Überleben mehr brauchen als sie uns. Denn sie hat ja noch die Österreicher und die Schweizer.

¹⁷ Vgl. Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hrsg.): Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Berlin, New York 2013.